Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 279 Bydgoszcz / Bromberg, 5. Dezember 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(19. Fortsetzung.) ———

8. Kapitel.

Auf einer flachen Kuppe, die aus dem Busch zwischen der Meeresküste und dem Randgebirge der mexikanischen Hochebene aufragt, liegt das kleine Städtchen Tantajuca; fernab jeden Verkehrs, in einem entlegenen Zipfel der Küstenprovinz Verakruz. Das lebhafte Treiben der großen Hafenstädte im Osten sendet seinen hämmernden Puls nicht in diese verlorene Indiostadt; und im Westen steht der steinerne Riegel der Hidalgoberge, über die nur schmale Saumwege zu der dichter besiedelten Hochfläche führen.

Kaum einen Tagesritt nach Süden stehen Vanillefelder, die dem Städtchen Papantla Ruf und Namen auf dem Weltmarkt verschafft haben, stehen ausgedehnte, wohlgepflegte Bananenhaine und Tabakkulturen. Kaum einen Tagesritt nach Norden wachsen statt grünender Felder die kahlen Gerippe der Bohrtürme aus dem Boden. Doch bis Tantajuca reicht weder der süße Duft der Vanillefelder aus dem Süden, noch der scharfe, beißende Ölduft aus dem Norden. Die bescheidenen Bedürfnisse dieses vergessenen Dorfes bringen die Lastmulis über holprige, schmale Pfade zum allwöchentlichen Markt, dem größten und einzigen Ereignis in Tantajuca, das beweist, daß die Zeit auch hier nicht ganz stillesteht. Ein wackliger Ford, der sich im Vertrauen auf seine Unsterblichkeit bis hierher wagt, ist eine Überraschung, die nur übertroffen wird, wenn mitunter ein Flugzeug vorbeizieht.

Das Herz des Städtchens ist die weite Plaza. Von dort laufen strahlenförmig vier Straßen. Die Steinbauten, die sie begleiten, werden kleiner, baufälliger, verwahrloster, je weiter sie von der Plaza entfernt sind. Immer häufiger unterbrechen braune, verbrannte Grasinseln das Grau des Weges, mannshoher Busch engt ihn von beiden Seiten ein. Immer dünner werden die Adern, die dem langsamen Pulsschlag des Städtchens Nahrung zuführen.

Weitab liegen die Wege des Verkehrs und der Kultur. Auch die Zeit scheint irgendwo weitab an Tantajuca vorübergegangen zu sein. Es ist noch alles so wie vor hundert Jahren. Heute wie damals holpern die plumpen Karrenräder über die Felsblöcke, die aus den Straßen ragen; warum sie wegschaffen? Jedes Rad schleift sie mehr ab und einmal werden sie doch dem Boden gleichgemacht sein. Heute wie damals wehen aus den kleinen, tiefen Fenstern aller Patrizierhäuser die schwarzen Trauerschleier, wenn das Mitglied einer alteingesessenen Familie stirbt. Ganz Tantajuca folgt dem Trauerzug, einen Monat lang schweigen sämtliche Grammophone und Klaviere im Städtchen, denn alle Bürger sind mit dem Verstorbenen irgendwie versippt und verschwägert. Heute wie damals beschränkt sich das Amtshandeln der Polizeimacht auf ihr Eingreifen bei der allwöchentlichen Marktrauferei, beschränkt sich der Gesprächsstoff der Bewohner auf die Höhe der Geldstrafe, die der Ortskommissar dem Don Sebastiano oder Don Martino dafür aufdonnern wird. Und in weiteren hundert Jahren hätte die Sonne ebenso grell und lähmend auf die gleichen ewigen Steinhäuser, auf den gleichen bunten Marktplatz, auf die gleichen, aneinanderklebenden Marktbuden, in denen die sämtlichen „Lebensnotwendigkeiten" der Indios feilgeboten werden, auf die gleichen schläfrigen Indios selber heruntergebrannt, wenn nicht von Tampico ein mächtiger Prinz gekommen wäre und dieses indianische Dornröschen geweckt hätte.

Kurze Zeit, nachdem John Dodson von den beiden Bürgern Miguel Zarates und Amalio Noques die Option auf ihren Grundbesitz erworben hatte, erschien, mit einer primitiven Handpresse gedruckt, die erste Nummer der einblätterigen Zeitung „El periodico Tantajuca". In schiefen, verwischten Buchstaben schrie es vom Titelblatt: „Chapopote bei unserer Stadt!", wischte die schläfrige Gleichgültigkeit von den Mienen der Einwohner, wirbelte jahrhundertealte Ansichten und Freundschaften durcheinander Chapopote! Wie ein Weckruf drang das peitschende Wort in die trägen Gehirne, weckte neue, nie gekannte Hoffnungen, Wünsche und Begierden. Alt und jung — soweit sie lesen konnten — verschlangen die Berichte des sündigen Zeitungsmannes, eines arabischen Händlers, die von dem Dollarregen über Panuco erzählten, als dort Öl gefunden wurde. Längst vergessene, längst verschwommene Grenzen zwischen den einzelnen wertlosen Grundstücken wurden nachgeprüft und nachgezogen, gaben Anlaß zu Streitigkeiten und Gewalttaten. Die Segnungen der erhofften Kultur wirkten sich zuerst dahin aus, daß die Polizeimacht des Ortes verdoppelt wurde und sich zwei Advokaten in Tantajuca niederließen. Zarates und Noques waren die meistumworbenen und bald auch die meistgehaßten Männer der Stadt. Alte Freundschaften gingen in die Brüche, grußlos, mit gehässigen Blicken schritten die Bekannten, die sich vor wenigen Wochen noch bei jedem Zusammentreffen — und man traf sich oft — wortreich und herzlich begrüßt hatten, aneinander vorbei. Der Tratsch mit der Nachbarin kreiste nicht mehr um Kinder- und Dienstbotensorgen; eifrig gingen zwei verjährte Modehefte von Hand zu Hand, eifrig wurden die Möglichkeiten einer Reise nach Verakruz, Tampico oder gar nach Mexiko City erwogen, um in den Besitz dieser Wunder zu gelangen, die für die Frau eines Ölmagnaten doch unerläßlich waren. Amalio Noques dachte an den Kauf eines Autos, der Cura, der Priester, hörte schon zwei neue, versilberte Glocken aus dem Kirchturm über Tantajuca läuten; und der arme Indio Serafino glaubte sich der Erfüllung seines Lebenstraums, eines silberbeschlagenen Sattelzeuges im Schaufenster des Kaufhauses, bedeutend näher.

Auf diesen ersten Alarm folgten Wochen, Monate des Wartens, in denen nur die immer gleichen Berichte die

Hoffnungen nährten. Erst leise, dann immer lauter lachten die Unbegüterten über die enttäuschten Zukunftsmillionäre, die hochfliegenden Wünsche verblaßten und versanken, und auch Don Serafino stand nicht mehr vor dem lockenden Fenster des Kaufhauses, sondern liebäugelte mit einem alten, verschwitzten Ledersattel in dem kleinen Laden gegenüber. Langsam fiel Tantajuca wieder in seinen schläfrigen Gleichmut zurück. Nur die jungen Feindschaften lebten noch kümmerlich weiter, aber auch sie würden morgen vergessen sein.

Aber Tampico hatte Tantajuca nicht vergessen. Eines Tages kam der zweite Sendbote, kam Legueiro. Nun schien das erträumte Märchen zur Wahrheit zu werden. In wenigen Stunden wußte die ganze Stadt, daß den beiden glücklichen Grundbesitzern 50 000 Goldpesos für die Pacht angeboten worden waren. Auf der Plaza bildeten sich erregt plaudernde Gruppen, aus denen man immer wieder bewundernde, neidische Worte hörte. Plötzlich stand Legueiro mitten unter der Menge, goß Öl in das flackernde Feuer. „Ein neues Panuco, ein neues Tampico wird hier erstehen. Ein Strom von Gold und Reichtum wird auf euch niedergehen! Nicht wie bisher werden Ausländer den Hauptnutzen aus dem Boden ziehen, der euer Eigentum ist seit Jahrhunderten!"

Da und dort öffnete sich ein Mund in dem lückenlosen Nebeneinander von braunen, gespannten Gesichtern: „Viva Don Porfirio!" — „Es lebe der Freund des Volkes!" Und Hunderte rauher, erregter Stimmen nahmen den Ruf auf, brüllten nach monatelangem Warten, Hoffen und Zweifeln ihre endlich erlöste Spannung dem Sendboten des Glückes zu: „Viva Don Porfirio!" Legueiro lächelte zufrieden.

Legueiros Abreise aus Tantajuca glich einem Triumph. „In acht Tagen komme ich wieder", er schüttelte den beiden Hauptbeteiligten die Hände, „in acht Tagen bringe ich den Vertrag und die fünfzigtausend Goldpesos!"

Die acht Tage vergingen in einem Taumel der Erwartung. Eine Woge der Erneuerungs- und Vergrößerungssucht ging durch das Indianerstädtchen. Auf der Plaza wuchs eine Rednertribüne empor, die Steine wurden aus den Straßen gerissen, die Mulden ausgefüllt, die Wege geebnet. Die Kaufhäuser füllten ihre Lager auf, die Keller der Wirtschaften faßten kaum die Berge von Fässern und Flaschen, die dem erwarteten großen Ansturm gerecht werden sollten. Am Tage, da Legueiro kommen sollte, wogte eine sonntäglich geputzte Menschenmenge durch die gesegten Straßen, Girlanden aus buntem Papier waren von Haus zu Haus gespannt, es wurde Abend — der Erwartete war nicht gekommen. „Legueiro ist ein großer, ein mächtiger Mann; wahrscheinlich konnte er nicht abkommen. Er läßt uns nicht im Stich. Sicher kommt er morgen!" Und das Völkchen, das jahrhundertelang auf diesen Tag gewartet hatte, das aus dem Mittelalter in die grellste Gegenwart gerissen worden war, machte aus dieser Verzögerung „una fiesta", ein unerwartetes und darum um so willkommeneres Fest.

Noch einen Tag wartete Tantajuca auf Legueiro. Nicht mehr freudig, festlich, hoffnungsvoll; verbissen, krampfhaft, besessen. Mit übernächtigen Gesichtern taumelten die Arbeiter über die Plaza, traten die bunten, zerrissenen Papiergirlanden in den fußhohen Staub. Die Bürger lagen stöhnend unter den Moskitonetzen und schliefen ihren Rausch aus. Legueiro kam nicht. Er wird, er muß morgen kommen.

Aus nüchternen, ernüchterten Augen schaute Tantajuca in den dritten Tag des Wartens. Legueiro kam nicht.

Am vierten Tag berief der Bürgermeister eine außerordentliche Sitzung ein. Eine Abordnung von fünf Mann wurde nach Tampico geschickt. Wieder wartete Tantajuca. Die Häuser waren leer, in den wenigen Gaststätten saßen Bürger, Handwerker, Rancheros, Arbeiter bunt durcheinandergewürfelt beisammen. Kein anderes Gespräch kam auf. Chapopote! Legueiro! Wird er kommen, wird er nicht kommen?

Am nächsten Abend meldete der Türmer dem Bürgermeister das Herannahen der fünf Reiter. In wenigen Minuten war das Beratungszimmer überfüllt. Verstaubt, verschwitzt, mit gesenkten Köpfen berichteten die Abgesandten. Erzählten, daß sie Legueiro nicht getroffen, daß sie mit seinem Vertreter Bloomfield verhandelt hätten; daß die Option der Vulkan Company von zwei verdammten Weißen angefochten worden wäre. Daß Legueiro nichts unternehmen könne, daß aber vielleicht später einmal . . .

Das kleine Fünkchen Hoffnung fand keine Nahrung. Die Hoffnung, die Erwartung verlosch auf den gespannten Gesichtern. Stumm, gedrückt ging die Versammlung auseinander.

Am nächsten Tag hatte Tantajuca wieder sein jahrhundertealtes Gesicht. Nur das frische Holz der Tribünenbalken und ein hoher Steinhaufen an den hoffnungsvoll gerodeten Plazastraßen erinnerten an den zweiten, ebenso grausam enttäuschten Traum von Öl und Reichtum.

*

„Hermosa, te quiero, te quiero . . ." Eine volle Altstimme schwebt über das glatte Parkett des Louisiankabaretts in Tampico, schmeichelt sich in die Ohren der Gäste, läßt sie für einen Moment das volle Glas auf dem Tisch vergessen.

„Hermosa, te quiero, te quiero . . ." Die zärtlich zirpenden Begleitakkorde des Orchesters im verdunkelten Saal schmiegen sich, wie aus dem Nichts kommend, an das alte, mexikanische Liebeslied. In dem blassen, fernen Blau des Scheinwerfers tanzt und singt eine unirdisch schlanke, zarte Gestalt. Ein glitzerndes herrliches Kleid wogt um die Tänzerin. Ein zeitloses Lied, ein zeitloser Tanz, eine Gestalt aus der Vergangenheit. Der Stern des Louisian: Estrellita, la Azteka.

„Hermosa, te quiero, te quiero . . ." Aufrauscht das Orchester, immer wilder, immer schneller werden die Schritte, immer ekstatischer, immer züngelnder die Bewegungen der braunen Arme. Die Tänzerin verläßt die Saalesmitte, der Scheinwerfer folgt ihr, reißt einen Tisch aus dem Dunkel, an dem ein einsamer Gast sitzt. Nur für ihn scheint jetzt Estrellita zu tanzen. Am Nebentisch fragt der Nachbar: „Wer ist das?" — „Das ist Mister Leßner, ein Teilhaber der neuen Dodson Company. Eine gute Sache! Estrellita weiß genau, wohin sie ihre Blicke wirft."

Die Musik bricht nach einem grellen Aufschrei plötzlich ab. Die Tänzerin steht in einer erstarrten Pose, wie versteinert, knapp vor Frank. Ihre schwarzen Augen bohren sich in die seinen, wie eine Frage klingt das letzte, leise Aufseufzen des Tangos von ihren Lippen: „Te quiero!" — „Ich liebe dich!"

Aufflammendes Licht, donnernder Beifall verwischt die packende Vision. Die Gestalt wird lebendig, noch einmal tauchen ihre Blicke ermutigend in die des Mannes, ehe sie sich mit einem dankenden Lächeln vor dem Publikum verneigt. Frank ist aufgesprungen, steht neben ihr, stammelt: „Verzeihen Sie, Señorita, darf ich — wollen Sie mir Gesellschaft leisten?"

Sie reicht ihm ihre kleine, kühle Hand, nickt ein freundliches Ja. „Ich komme in wenigen Minuten, will mich nur umziehen."

Frank sieht ihr nach, wie sie mit leichten, federnden Schritten zum Ausgang geht. Er hat noch nie eine Frau gesehen, wie diese, noch nie ein solch wildes Sehnen empfunden. Wie ein gütiges Geschenk des Schicksals ist sie vor ihm erschienen, eben jetzt, wo er sich allein verlassen, verletzt fühlt.

Es war ein kühler Abschied gestern, als Gus und Vic zum Pachtabschluß nach Tantajuca wegritten. Ohne viel zu fragen, hatte man über ihn verfügt, hatte ihn zur Seite gestellt wie einen unbequemen, lästigen Mahner. „Sie bleiben hier und geben auf Luise acht, bis wir zurückkommen. Vielleicht braucht Sie Collins!" Frank weiß, daß ihn Collins nicht brauchen wird; er weiß, daß er kaltgestellt werden soll. Sie haben ihm die widerwillig gegebene Unterschrift herausgelockt, er ist gebunden und nicht mehr notwendig. Warum hat er es getan, warum hat er nicht nein gesagt, als Vic ihn fast mit Gewalt hinüberzog in die Huesteca? Der alte zähe Kitt, das Gefühl des Aneinandergebundenseins! Wenn man doch frei sein könnte, tun könnte, was man will. Vielleicht ist

er doch an dem Glück seines Lebens vorbeigegangen, als er sich von Legueiro abwandte? Vielleicht hat er seinen Einsatz auf eine falsche Nummer gesetzt? Das Spiel verloren, den Freund verloren, alles.

Nein, nicht alles. Sein gesenkter Kopf hebt sich, der grübelnde Blick erhellt sich, seine Augen, die nach ein wenig Zärtlichkeit und Liebe hungern, umfassen die näherkommende Gestalt Estrellitas. Sie hat ihr schweres Tanzkleid mit einem enganliegenden weißen Abendkleid vertauscht, das ihre Gestalt noch zarter, noch zerbrechlicher erscheinen läßt. Jetzt sieht er erst das Fremdartige ihres Gesichts, versteht erst ihren Beinamen „la Azteka". Einem lebendig gewordenen Bild aus der Zeit der spanischen Eroberer gleicht sie, einer der braunen Fürstentöchter, die den weißen Göttern huldigen. Mattglänzend, samtig spannt sich ihre Haut über die leicht vorstehenden Augenwülste und Backenknochen; und trotzdem erscheint das Gesicht länglich schmal. Das Haar ist schlicht zurückgekämmt und unterstreicht noch das strenge, herbe Profil. Doch all das sieht Frank nur verschwommen, halb unbewußt: was ihn bannt und fesselt, sind die Augen, diese Augen, in denen Leid und Leidenschaft einer verlorenen Rasse begraben liegt, diese Augen, in denen wilde Zärtlichkeit neben wildester Grausamkeit schlummert..

„War ich nicht schnell zurück." Zwei strahlende Zahnreihen lachen zwischen den schmalen Lippen.

„Wollen Sie Sekt?"

„Nein", ruft sie fast entrüstet.

Sie sitzt ihm gegenüber, gleitet über seine erste, wortkarge Verlegenheit mit einem lachenden Geplauder hinweg. Aber Frank hört kaum, was sie sagt; er trinkt nur förmlich den Wohllaut ihrer dunklen Stimme, folgt mit Andacht jedem Wechsel ihrer Mimik, jeder unterstreichenden, erklärenden Geste dieser wunderbaren Arme.

„Ja hören Sie mir denn nicht zu? Ich fragte schon zweimal, ob Sie mit mir tanzen wollen."

Frank springt mit ein paar entschuldigenden Worten auf, legt behutsam, fast ängstlich seinen Arm um die schlanke Gestalt. Es ist derselbe Tango, den Estrellita vorhin allein getanzt hat, für ihn getanzt hat. Und jetzt tanzt sie wieder für ihn, aber diesmal mit ihm. Er fühlt wie ihre kühlen Finger leise, zärtlich seine Haare berühren. „Te quiero, te quiero", singt sie ihm flüsternd, bittend ins Ohr.

Bis drei Uhr morgens hat Estrellita mit keinem anderen Gast getanzt oder auch nur gesprochen. Eng aneinandergeschmiegt sitzen die beiden jungen Menschen an ihrem Tisch, wortlos, eingesponnen in das Glück ihrer Liebe. Frank hebt den Kopf der Frau, der sich an seine Schulter schmiegt; eine flehende Bitte ist in seiner Stimme: „Liebling, wie lange mußt du noch hierbleiben?"

„Bis vier Uhr morgens."

„Und dann?"

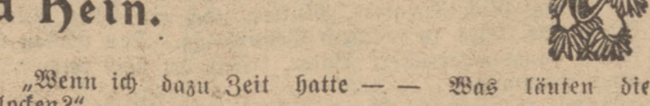
„Dann bin ich frei."

„Für — mich?" — Er findet die stumme Antwort in ihren Augen.

Te quiero, te quiero, Hermosa! singt leise die Geige.

(Fortsetzung folgt.)

Heimkehr im Advent



Von Alfred Hein.

Lucian war heimgekehrt. Vater, Mutter freuten sich so, daß sie alles verkehrt machten: der Vater, der alte gemütliche Stadtsekretär, statt der Zigarre den Federhalter in den Mund steckte, die Mutter einen Unterrock als Schürze umzubinden versuchte und einen Kochtopf mit Wasser in den Küchenschrank statt in den Ausguß entleeren wollte. Denn Lucian ist ganz plötzlich erschienen. Nach drei Jahren wieder einmal.

„Luz, mein Luz, guter, guter Luz!" Die Tränen rinnen der vor Sehnsucht nach dem Sohn fast seelisch verschmachteten Mutter aus den leuchtenden, immer noch traumgroßen blauen Augen über die Wangen. „Er hat schon graue Haare, Vater. Der arme Junge. Ach, gerade heute gibt's Schnittbohnen mit Hammelfleisch. Ich weiß, du magst das nicht. Emma, Annie! Luz ist gekommen! Was kochen wir nur schnell anderes?"

„Aber Mutter, ich esse jetzt Hammelfleisch und Schnittbohnen."

„So hast du dich verändert?"

„Ja, Mutter, ich glaube — in vielem — —" Er streichelte sie. Der Vater hatte die Schwestern aus ihrem Zimmerchen herbeigeholt; nun waren die Mädels auch schon neunzehn und sechzehn alt, als er sie verließ, gingen sie noch zur Schule. Lucian schloß sie übermütig in die Arme: sieh einer an, diese schlanken Damen! Ganz patent angezogen! Der Vater stand stolz neben den Mädchen, als wollte er sagen: Ja, hier ist man auch vorwärts gekommen. Nicht du bist bloß Theaterdirektor geworden! Annie, die ältere und blondere, sagte: „Aber eine Speise machen wir für ihn: Glasierte Äpfel, die aßt du doch immer so gern?" — „Willst du deine Goldfische sehen? Alt und silbergrau sind sie geworden. Aber sie leben noch", spricht Emma. Sie sieht dem Bruder sehr ähnlich.

Jetzt saß man also wieder um den alten Tisch mit der roten Plüschdecke und der grünen Hängelampe. Da der Schreibtisch des Vaters, er riecht nach Tabak, dort auf der Anrichte seine Goldfische, da der Kleiderschrank — ob die Wäscheschublade noch immer erst nach Rucksen aufgeht? Seltsam — seltsam — dieses Stehenbleiben.

„Lucian", Emma legt die weiße schmale Hand auf seinen Arm, „hast du nicht einmal Heimweh gehabt,"

„Wenn ich dazu Zeit hatte — — Was läuten die Glocken?"

„Sonntag im Advent, Lucian."

„Advent — — Erwartung — — —"

Die Eltern hielten ihren Mittagsschlaf, die Schwestern öffneten ihm die Tür zu seinem „Jungenzimmer": „Sie werden auch ein bißchen nach der langen Reise ruhen wollen, Herr Intendant", liefen kichernd davon. Er war allein in der Stube der Jugend. Großvaters Lehnstuhl hatte man nach dessen Tode in seine „Bude" gestellt, er stand heut noch schräg am portierenverhangenen Fenster. Dahinein sank er: altes Knarren, altes Umschmiegen — Es war, als wenn aus diesem Stuhl die Jugend ins Blut zurücktrat. Drunten die Straße.

Advent — damals — — heut: wie poetisch, der erste Schnee fällt . . . Früher träumte er darüber und schrieb ein Gedicht von Liebe und Schnee an Johanna Wehlar, die Geheimratstochter. Und sie war es, jene Johanna der Jugend, die ihn zur Bühne trieb. Als Egmont würde sie ihm ans Herz fliegen müssen. Zerronnener Traum — — Den Schneider Jetter bekam er stets vom Regisseur zugewiesen, sobald auf den Provinzbühnen der „Egmont" inszeniert wurde. Aber da er sonst ein netter Kerl war, so verliebte sich eines Tags in den Herrn Hofschauspieler (ha, für kleine Chargen!), dem die Uniform in einem fridericianischen Stück sehr gut saß, die Tochter des duodezfürstlichen Staatsministers unsterblich. Warum sollte er sie nicht heiraten? Ach, sie ist ja ganz nett, die Margit von Trostorff — und Papa Exzellenz ernennt einen binnen Jahresfrist zum Hoftheaterintendanten. Es ist alles in Butter, wie der Berliner sagt. Zwar: die Mutter denkt bestimmt: seine Frau hat er uns wieder nicht mitgebracht..

Es klopft. Annie guckte durch die Tür: „Dein Koffer, Luz!" Huschte wieder weg. Der Träger brachte ihn schwitzend herein. Es war Lucian, als sei dieser fremde, schweißtriefende, alte Mann die Heimat in Person, die da eintrat und die Hand zum Trinkgeld hinhielt. Er legte ein Silberstück hinein. Die Hand zitterte, ließ es fallen. Der Mann sagte vor Schreck keinen Dank, raffte das rollende Geldstück hastig vom Boden, lief wirr davon.

Auch die zu Hause würden für seine elegante Liebenswürdigkeit, für seine aparten Geschenke nichts Rechtes, nichts Echtes wiedergeben können und verworren sein. Die Mutter wird ihn mit erschreckten Augen ansehen: Junge, mein Junge — — wir wollen dich doch haben!

Er nahm Hut und Mantel und raste hinaus. Er konnte nicht in diesem „Heim“ bleiben. Er schlich zum Haus hinaus, raste zur Post und gab (wie schändlich!) an sich selbst mit falschem Absender ein Telegramm auf: „Sofort zurückkommen. Premiere. Theaterbureau.“ Dann lief er zurück, niemand hatte sein Davoneilen bemerkt, er lehnte sich, am ganzen Körper noch von Erregung bebend, wieder in Großvaters Ripsstuhl. Und er hatte ein paar köstliche Minuten. Er dachte an nichts, er spürte nur blinzelnd und tastend den Zauber: Advent . . . Im Ofen prasselten die Kohlen. Der Kaffeeduft kroch durch die Tür wie ein Hauchwesen aus Andersens Märchen. Friede. Friede . .

„Hörst du die Vesperglocken, mein Sohn?“

„Ja, Mutter.“ Sie war leise eingetreten wie ein Engel. „Advent. Ich habe jahrelang gewartet, nun bist du gekommen. Ich bin glückselig, mein Junge.“ Er schluchzte: „Mutter, Mutter, Mutter!! Was sind alle Dramen auf den Brettern gegen das Leben?“ — „Hast du uns doch so lieb, Junge?“ — „Ja, Mutter, trotz allem, trotz allem.“ Sie verstand. „Komm Kaffee trinken, Luz, guten, guten Kaffee!“

Flugs hatte die Mutter Kuchen gebacken, schon aß man ihn. Wie als Junge nach der Schneeballschlacht aß er Mutters Kuchen mit Wonne. Ach, wie als Junge, wenn man ein schlechtes Zeugnis gebracht, seine Prügel hinter sich hatte und die Mutter sagte: nun ist alles wieder gut!

Es klingelte. Emma stürzt hinaus, wieder herein: „Ein Telegramm für Luz!“ Er schaut rund um den Tisch, ehe er öffnet. Die Mutter spürt das Dunkle, Zerrissene, das Heimatlose in ihm. „Bleib! Wir werden dich verstehen! Wir werden ganz leise sein, lieber Lucian. Nur für dich!“ Er öffnet.

„Deiner Frau ist doch nichts passiert?“ fragt der Vater.

„Nein, bloß Theater. Mutter, noch ein Stück Kuchen. Ich bleibe. Bis zu meinem Geburtstag. Den wollen wir feiern ganz wie früher. Vater, trinkst du noch immer den alten Kümmel?“

„Ja, Junge.“ Und man saß in der engen Bürgerstube, trank Schnaps und rauchte eine Zehnpfennigzigarre von den letzten Weihnachten.

Advent — Zuhause — —ach, da draußen stets betrogen — — Volksliederstimmung — Lucian erlebt sie noch einmal. Es löst sich alles Gespannte in seinem Blut. Er fühlt Einfalt, Eintracht. Die Mutter legt die Hände auf sein Haupt, als baute sie für den verirrten Heimgekehrten eine Hütte Gottes. „Lucian, auch hier ist es schön.“

„Still, Mutter, so wundersam still. Daß es solche Stille noch gibt.“

„Sonst könnte man doch nicht die Adventglocken hören!“

Groß stand das Geläut über der Stadt. Die Stürme schwiegen. Auf weißen Dächern leuchtete der Mondschein. Ein Abend wie viele. Doch für Lucian lebenslang unvergeßlich. Er weiß, er stürzt sich bald wieder in den Strudel. Heute aber nicht. Und Mutters arbeitzerwetzte Hände auf dem Tisch ruhen mächtig vor der anderen Welt wie ein Gebirge, das die Sintflut hemmt.



Bunte Chronik



Die schwarze Ziege.

Auf eine tragische Art kam in der Nähe von Lissabon ein Portugiese ums Leben, der aus unbekannten Gründen an allzu lebhaften Träumen litt. Nachdem er sich eines Tages geschäftlich sehr geärgert hatte, träumte er bei einem kurzen Mittagsschlaf, daß eine schwarze Ziege auf ihn losginge und ihn zu beißen und zu stoßen versuchte. Das Traumerlebnis überwältigte den Schlafenden so sehr, daß er plötzlich aufstand und schlaftrunken durch das offene Fenster auf die Straße sprang. Er blieb auf den Pflastersteinen schwer verletzt liegen und war nur noch in der Lage, mit einigen Worten seinen schrecklichen Traum zu schildern, dann starb er. Mörder: die schwarze Ziege.

Adlerpaar entführt das verletzte Junge.

Aus Mailand wird uns berichtet:

Der Jäger Innocente Simmonetta hatte sich auf die Höhen von Colloro bei Premosello auf die Adlerjagd begeben. Gerade in den letzten Tagen waren die Raubvögel durch den starken Schneefall in den Alpen bis in die Nähe der Bergdörfer gekommen, wo sie unter der Bevölkerung nicht geringe Panik verursachten. Nachdem der Jäger längere Zeit im Hinterhalt gelegen hatte, gelang es ihm einen jungen Adler mit zwei Flintenschüssen niederzustrecken. Während er gerade im Begriff stand, den jungen Raubvogel, der nur leicht verletzt war, vom Boden aufzuheben, stieß dieser gellende Schreie aus, die zwei große Adler auf den Schauplatz riefen. Die beiden ausgewachsenen Raubvögel stürzten sich sofort auf den Jäger, der sich mit dem Gewehrkolben nur recht mühselig der unerwarteten Angreifer erwehren konnte. In diesem ungleichen Kampf wurde der Jäger durch die beiden Adler am Hals und an den Händen übel zugerichtet, so daß er seine Beute aufgeben mußte. Die beiden Raubvögel aber entführten ihr Junges in ihren Horst zurück.

*

Wolfplage auf Alaska.

Vor kurzer Zeit erwarb die Amerikanische Regierung die riesigen Renntierherden, die den Eskimos und Indianern auf Alaska gehörten. Die Regierung begnügt sich aber nicht nur mit dem Erwerb dieser lebenden Naturschätze, sie will einen richtigen Krieg gegen die furchtbare Plage der Herden in Alaska organisieren— den Krieg mit den Wölfen. Die Ausrottung dieses Raubtiers ist jetzt das Ziel eines gut eingeleiteten Feldzugs. Die von Jahr zu Jahr wachsende Kühnheit der Wölfe ist zu einer großen Gefahr für die Renntierherden geworden. Die gesetzgebende Versammlung des Landes hat bei ihrer letzten Tagung größere Summen zu diesem Zweck bewilligt. Alle Jäger und Trapper werden mit scharfen Beilen bewaffnet, der üblichen Waffe gegen den Wolf. Außerdem werden Fallen modernster Art gestellt. Bezeichnenderweise waren noch vor einigen Jahren Wölfe selten in Alaska. Sie haben sich aber in der letzten Zeit in schreckenerregender Weise vermehrt. Ein Eskimojäger hat festgestellt, daß in einem Monat des Frühlings 1935 etwa 417 Renntiere von Wölfen verschleppt und zerrissen worden sind. Die Amerikanische Regierung, die Millionenbeträge in den Herden investiert hat, kann den Schaden, der durch die Wölfe verursacht wird, nicht mehr tragen. Wolfsjäger werden mit hohem Gehalt angestellt, um den Kampf gegen die Plage zu einem glücklichen Ende zu führen.



Lustige Ecke



Der Sonntagsjäger.



„Diesmal werde ich auf den Treiber zielen, vielleicht treffe ich dann den Hasen!“

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.